

(Nachdruck verboten.)

51) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

Die Eroberung von Burg und Stadt hatte kaum eine Stunde Zeit erfordert. Die Gräfin von Helfenstein, bereits zum Osterfeste geschmückt, hatte sich mit dem Kinde und ihren Frauenzimmern in die Burgkapelle geflüchtet, als die Schwarze Schaar das Schloß erstürmte. Das Gefreiß der Frauen lockte Florian Geyer herbei, der die Gräfin suchte, um sie zu beschützen. Etliche von seiner Schaar, die sich bereits plündernd im Schlosse verbreitete, waren in die Kapelle gedrungen, hatten die einen die heiligen Geräthe, die anderen die gestückte Altardecke an sich gerissen, den Priester, der ihnen wehren wollte, gewaltsam von den Stufen gestoßen.

Bleich, doch stolz trat die Gräfin Herrn Florian entgegen. „Ich bin Eure Gefangene,“ sagte sie, und er versetzte, indem er sich vor ihr verneigte: „Ihr irret, edle Frau, wir führen nur mit Männern Krieg. Ihr seid frei, doch bitte ich Euch, wollet Euch in Euer Gemach begeben; eine Wache wird für Eure Sicherheit sorgen. Das Schloß und was darin ist, gehört nach Kriegsrecht meinen Leuten.“

„Krieg nennt Ihr dies wüste Rauben, Brennen und Morden?“ fragte sie mit einem Gemisch von Zorn und Verachtung.

„Dieses Plündern und Verbrennen der Klöster und Stifte, diese rohe Gewalt wider die Geweihten des Herrn,“ fiel der Kaplan mit zum Himmel erhobenen Händen ein.

„Ihr beliebt es so zu nennen, Frau Gräfin,“ erwiderte Florian Geyer und richtete seine großen ernsten Augen fest auf sie. „Dennoch, es giebt keinen heiligeren Krieg als diesen, den der Unterdrückte, weil er auf Erden nirgends Recht finden kann, gegen seine Tyrannen erhoben hat. Der Verrath des Grafen von Helfenstein zwingt uns zu dieser Gewalt.“

Die Gräfin erbehte und Florian Geyer wandte sich zürnend gegen den Geistlichen: „Einen Geweihten des Herrn nennt Ihr Euch? Ei, so sagt doch an, wann hätten Bischof und Mönch seine Gebote befolgt? Euren Nächsten habt Ihr zu Eurem Knecht und Leibeigenen erniedrigt; auf den Himmel habt Ihr die Armen verwiesen und Euch der Güter dieser Erde bemächtigt. Söhnen des Raubes, der Schlemmerei und der Unzucht sind Euer Klöster. Darum müssen sie ausgelüftet werden, auf daß die lauterer Lehren des Evangeliums wieder Raum auf der Erde gewinne. Wie Christus am heutigen Tage auferstanden ist von den Todten, so ist das Volk auferstanden zum wahren Glauben und zur Freiheit.“

„Er lästert Gott,“ rief der Kaplan mit purpurrothem Gesicht, und wer Gott lästert —

„Der soll sterben,“ vollendete für ihn ein Lanzknecht und er hätte das Wort an dem Geistlichen wahr gemacht, wenn Florian Geyer nicht die schon erhobene Hellebarde bei Seite geschlagen hätte. Der Kaplan fiel vor Schreck zu Boden und die Schwarzen lachten. Florian Geyer wandte sich wieder an die Gräfin und ersuchte sie, ihm nach ihren Gemächern zu folgen. Paul Zedlamer, den das Gerücht von den Vorgängen in der Kapelle eben dorthin zog, erhielt den Auftrag, mit einigen zuverlässigen Leuten das Zimmer der Gräfin, der sich ihre Frauen angeschlossen, gegen alle Eindringlinge zu schützen. Auf allen Treppen, in allen Gängen und Gemächern schwärmte es von Beutejüngenden.

„Lebte mein hochseliger Herr Vater noch, dieser Tag wäre nimmer gekommen,“ seufzte die Gräfin Margarethe, als sie ihr Gemach erreicht hatte, und sie fügte, zu Florian Geyer sich wendend, mit bebenden Lippen hinzu: „Ihr waret ihm werth, Herr Geyer von Geyersberg; wie wollet Ihr, nicht vor mir, sondern vor dem Richter droben, den doppelten Abfall von Eurem Glauben und Eurer Ritterpflicht verantworten?“

„Es ist wahr, seine hochselige Majestät war mit ein gnädiger Herr, so lange ich in seinen Diensten stand,“ versetzte Florian Geyer mit ruhigem Ernst. „Aber glaubet mir, Frau Gräfin, er hätte diesen Tag nicht verhindern können, ebenso wenig wie Kaiser Karl es konnte. Kein Monarch kann es, der sich nicht auf das Volk, sondern auf Adel und Geistlichkeit

stützt. Ihr sehet, wie schwach diese scheinbar so starken Pfeiler der Macht sind. Was mich aber betrifft, edle Frau, so spricht mich mein höchster Richter, mein Gewissen, frei. Ich erfülle nur meine Menschenpflicht.“

Die Gräfin nahm ihr Söhnlein von den Armen seiner Wärterin und drückte es mit schmerzlicher Miene an ihren Busen. Florian Geyer wollte sich entfernen, als die Thür aufgestoßen wurde und Simon Neuffer hereinrief: „Sieg, Sieg! Die Stadt ist unser, die Ritter sind gefangen, auch der Obervogt!“

Frau Margarethe stieß einen Schrei aus; ihre stolze Haltung erzitterte und schwankte. Mit bleichen Lippen bat sie, die Haft ihres Satten theilen zu dürfen. Florian Geyer willfahrte ihr voll Mitleid. Er selbst führte sie nach dem Thurm. Ihr Kind ließ sie nicht mehr von den Armen.

In der Stadt war das Plündern ebenfalls in vollem Gange. Jörg Meßler und seine Leute hatten es jedoch durchgesezt, daß nur die Häuser der Geistlichen, des Kellers, des Schultheißen und Stadtschreibers den Bauern preisgegeben wurden. Die Häuser der übrigen Bürger wurden verschont, ihnen dafür aber zur Bedingung gemacht, die Verwundeten zu pflegen und die Sieger mit Wein und Lebensmitteln zu versorgen. Auch in der Kirche wurden alle Truhen erbrochen; das Geld der Armen, Wittnen und Waisen rührten aber die Bauern nicht an. Die reichste Beute ergab das Schloß. Diese trugen silberne Becher, Kannen, Schüssel, Löffel, jene seidene Decken und seidene Gewände, Leinwand, Zinngeräthe davon. Ein Bauer aus dem Weinsberger Thale erbeutete an 300 Gulden Werth und verkaufte später noch für 200 Gulden Ringe und Kleinodien an einen Goldschmied in Nürnberg. Ein anderer gewann so viel, daß er lachend sagte, Lukas schriebe nicht davon. Es war ein solches Zerren und Reizen um die Kostbarkeiten, daß oft das Beste übersehen, oder achlos mit den Füßen fortgestoßen wurde, bis dann ein Glücklicherer zufällig den Schatz hob. Ueber dem Plündern ging das alte Welfenschloß in Flammen auf.

Jäcklein Rohrbach hatte sein Hauptquartier in der Mühle am oberen Thor aufgeschlagen. Er saß mit seinen Freunden und den Vertrautesten beim Wein und rathschlugte mit ihnen über die Gefangenen. Die schwarze Hofmännin saß unter ihnen. Sie alle trugen noch die Spuren des Kampfes an sich. Das wirre Haar war bestäubt, die Gesichter, die Hände von Pulver geschwärzt und auch von geronnenem Blute, manches Wams zerschliffen und von Kugeln durchlöchert. Der Durst nach dem heißen Streite war groß; was aber aus ihren Augen glühte, fladerte, war nicht der Geist des Weines, sondern der Rache.

„Das Blut unserer heimtückisch überfallenen Brüder schreit nach Blut,“ rief Jäcklein Rohrbach, indem er seinen Zinnbecher heftig auf den Tisch stieß, und Hans Winter vom Denwalde fügte hinzu: „Es wird nit anders, lieben Freunde, denn wir jagen dem Adel ein sonderbar Entsetzen und Furcht ein.“

„Wir wollen ihnen zeigen, daß wir mit gleicher Münze zahlen können,“ rief der grimme Matthias Ritter, welcher den Fortmeister Schmelz vom Thurm gestürzt hatte. „Schießen sie unsere Herolde nieder, so sollen sie lernen, daß edle Geburt keinen Freibrief giebt.“

Bederkhans aus Bradenheim, der den jungen Weiler erschlagen hatte, rief mit einem Faustschlag auf den Tisch: „Wir dürfen keinen Fürsten, Grafen, Herren und was sonst Sporen anträgt, desgleichen keinen Pfaffen, Mönch noch Müßiggänger leben lassen.“

Jäcklein Rohrbach rollte seine Augen im Kreise umher und rief: „Tod den Gefangenen!“

Der Ruf klang in furchtbarer Einstimmigkeit von allen Lippen wieder. Die schwarze Hofmännin aber zischte: „Das ist ein eitel Gerede. Das Urtheil steht bei den gesammten Hauptleuten und der Hipler, in dessen Hand der Jörg Meßler ein Rohr ist, wird sie beschwären, die Gefangenen um ein Lösegeld zu erledigen.“

Ein stürmischer mit Flüchen untermischter Widerspruch unterbrach sie. Mit erhobener Stimme fuhr sie fort: „Dat der lange Dienhart nicht den Mörder meines Entels in seiner Gewalt gehabt? Aber der Schwarze von Leuzenbrom und die Stadtherren haben ihn laufen lassen. Also wird's auch

tho geschehen. Ihr habt den Grafen und seine Gesellen in Eurer Gewalt, so Ihr wirklich nach ihrem Blut lechzet wie ich, dann kommt dem Kriegsraath zuvor und vollstreckt das Urtheil selbst. Ich werde ihr Blut trinken, wie ich diesen Wein trink'!" Mit dämonisch funkelnden Augen griff sie nach einem Becher und trank.

„Sie hat Recht“, rief Jäcklein Rohrbach aufspringend „Als Verräther haben sie an uns gethan, und ehelos sollen sie sterben nach Kriegsrecht auf der Stelle.“

„Durch die Spieße mit ihnen“, schrieen alle und sprangen auf, um zum Werk zu schreiten. Sie sammelten von den Heilbronnern und Weinsbergern so viel sie ihrer fanden. Jäcklein Rohrbach holte mit ihnen die Gefangenen aus dem Thurm und führte sie auf die schmale Wiese an Unterthor. Es waren ihrer vierzehn vom Adel und etliche Knechte. An der Seite des Grafen von Helfenstein ging gebeugten Hauptes seine Gemahlin, ihr Söhnlein auf dem Arm. Es beachtete den Zug kaum jemand. Die Bauern hielten ihr Mittagsmahl in den Schänken, Herbergen und Häusern der Bürger, und die Hauptleute waren auf dem Rathhause. Auf der Wiese bildete die bewaffnete Schaar einen Ring, und in demselben verkündete Jäcklein Rohrbach den Gefangenen das Urtheil. Sie sollten durch die Spieße gejagt werden. Das war die Strafe, welche das Kriegsrecht auf Verrath und Ehrlosigkeit setzte. Da wurden die stolzen Gesichter bleich und die Gräfin wäre in Ohnmacht gefallen, wenn ihr Gatte sie nicht gehalten hätte.

Er bot den Bauern für sein Leben 30 000 Gulden.

„Und gibst Du uns zwei Tonnen Gold, Du mußt dennoch sterben,“ scholl es ihm entgegen. Da fiel die Gräfin vor Jäcklein auf die Knie und flehte mit heißer Jubrust um Gnade für den Gatten. Aber nicht die Demuth der stolzen, schönen Frau, noch ihre Bitten und Thränen vermochten die Herzen zu rühren. Voller Verzweiflung wandte sie sich der schwarzen Hofmännin zu, die sie mit ihren heißen Blicken verzehrte, und rief, ihre Kniee umschlingend: „Du bist ein Weib, Dein Mutterherz flehe ich an, um das Leben des Vaters meines Söhnleins. Gnade und Barmherzigkeit!“

Die schwarze Hofmännin strich sich das graue Haar aus dem Gesicht und sprach hart aufathmend: „Weißt Du, was die Herzen dieser Männer hart gemacht hat, so daß sie all' Deine Thränen nicht zu erweichen vermögen? Ich will's Dir sagen: Sie denken daran, wie oft ihre Herren sie mit Hundes gebetz haben, wie oft sie auf ihrem vom Hunger und Frohnen fleischlosen Rücken die erbarmungslose Peitsche der Herren gefühlt haben. Wie sie umsonst winkelten und ihr Flehen und Heulen und Erbieten kein Gehör und Erbarmen fanden, wann Ihr Edelleute ihren Vater, ihren Bruder, ihren Sohn eines kleinen Vergehens wegen in die tiefsten Verließe Eurer Thürme hinuntergeworfen, wo sie ohne Speise und Trank verschmachten mußten. Ja, ich bin ein Weib wie Du,“ fuhr sie fort, sich hoch aufrichtend. „Und mein Leib ward geschändet von den Herren, der Vater meines Kindes verbrannt von den Herren, der Mann meines Kindes mit Hundes zu Tode gehetzt von den Herren, mein Enkel erschlagen von den Herren. Wende Dich im Staub' wie ich und verzweifle wie ich.“

Siekehrte sich ab, und der Graf von Helfenstein riß seine Gattin, die unter den Worten der Hofmännin wie von Keulenschlägen zusammengebrochen war, rauh vom Boden auf. Er gab sich für verloren und sie sollte sich nicht weiter demüthigen.

Unter dessen hatte Jäcklein Rohrbach die Gasse bilden lassen. Ein Bauer aus dem Odenwalde befehligte sie, voran standen die Böckinger. Dumpf, wie es bei standrechtlichen Hinrichtungen der Brauch war, schlug die Trommel. Der erste, der in die vorgestreckten Spieße der Bauern gejagt wurde, war ein Knecht Konrads Schenk von Winterstetten; dieser selbst der zweite. Sie wurden nacheinander rasch niedergestochen. Dann kam die Reihe an den Grafen von Helfenstein. Ein zu Rom geweihter Priester, Jakob Leitz, der sich dem Aufstande angeschlossen hatte und jetzt Feldschreiber der Bauern war, hörte ihn Weichte und empfang von ihm seinen Rosenkranz, den er fortan am Arm trug.

Noch aber befand sich in dem bitteren Kelch, den der Graf sich selbst durch seinen Verrath eingeschänkt hatte, ein letzter Tropfen, und auch dieser blieb ihm nicht erspart. War da ein Mann, der höchst kunstvoll die Zinke blies, Melchior Nonnenmacher war sein Name und war Pfeifer zu Nelsfeld. Der hatte in früheren glücklichen Tagen den Grafen oft durch sein Spiel bei der Tafel ergötzt und bei ihm in großer Gunst gestanden. Allein die Gunst der hohen Herren ist wetterwendisch, und das hatte auch Nonnenmacher an sich erfahren müssen. Dieser

trat jetzt vor den Grafen auf seinem letzten Gange hin, nahm ihm den Federhut vom Kopfe und setzte ihn sich mit den Worten auf: „Das hast Du nun lang' genug gehabt; will auch einmal ein Graf sein.“ Er fuhr fort: „Hab' ich Dir einst lang genug zu Tanz und Tafel gepfeifen, so will ich Dir jetzt erst den rechten Tanz pfeifen.“ Damit schritt er lustig spielend ihm bis an die Gasse voran.

Schon beim dritten Schritt stürzte der Graf, von unzähligen Spießen durchstoßen, todt zu Boden. Melchior Nonnenmacher salbte mit dem Fett der Leiche seinen Speiß. Die schwarze Hofmännin gab der Leiche einen Fußtritt, stach „dem Schelm“, wie sie ihn nannte, ihr Messer in den Bauch und schmerte sich mit dem herausquellenden Fette die Schuhe. Ihre Nasenlöcher blähten sich dabei weit auf, als ob sie den Blutgeruch mit Wollust einsog.

Helfenstein's Knappe und sein Hofnar waren die nächstfolgenden Opfer. Und so ward einer nach dem andern in die schreckliche Gasse gestoßen unter dem Tönen und Dröhnen der Pfeifen, Trommeln und Zinken, das den Todeschrei der Erstochenen erstückte.

Die Leichen wurden von den Bauern geplündert. Einer stolzirte in des Grafen Harnisch; Jäcklein Rohrbach trat in des Grafen Ueberwurf vor die unglückliche Wittve und fragte sie: „Frau, wie gefalle ich Euch in der damastenen Schauben?“ Auch die Gräfin, die vor Schmerz und Angst halb ohnmächtig war, wurde beraubt. Hohe Fäuste rissen ihr das Geschmeide und prächtige Festgewand ab, wobei der Knabe von einer Lanzenspitze leicht an der Brust verwundet wurde. Die Narbe blieb ihm fürs ganze Leben. Die schwarze Hofmännin nahm die Gräfin vor weiteren Mißhandlungen in Säug. Nachdem ihr Nachedurst befriedigt war, erwachte in ihr wieder das Weib. Die Gräfin wurde in ihren zeretzten Unterleidern mit dem Kinde auf einem Mistwagen nach Heilbronn geschickt. Bürger von Weinsberg liefen mit ihren Weibern eine Strecke nebenher und höhnten sie:

„In einem goldenen Wagen bist Du zu uns gekommen, in einem Mistwagen fährst Du fort!“ — Zwölf lange Jahre blieben ihr noch, um über den jähen Wechsel ihres Schicksals nachzudenken. Die Worte der schwarzen Hofmännin ließen ihren Adels- und Weltstolz nicht wieder aufkommen. Sie erkannte, daß ihr Leben in seiner Herrlichkeit nur von den Früchten des jahrhundertelangen Unrechts, das seine jurchtbare Vergeltung gefunden, gezehrt hatte. Ihr Sohn trat in den geistlichen Stand. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Meeresleuchten.

Das Meer! Immer fesselt und beschäftigt uns die weite Wasserfläche, mag sie sich glatt wie ein Spiegel ausdehnen, mag sie sich, vom Sturm geeirrt, zu schaumgekrönten Wellenbergen aufhäumen. Und selbst, wenn die Sonne zur Miste gegangen, wenn die Nacht ihre dunklen Fittiche ausbreitet, auch dann interessiert sie. Dann beginnen die Wellenkämme und Sturzwellen zu blinken und zu flimmern, und in märchenhaftem Schimmer entzückt uns das Meeresleuchten.

So lange diese Erscheinung schon beobachtet worden ist, die die alten karthagischen Seefahrer treffend als brennende See bezeichneten, so sind ihre Ursachen doch erst in neuerer und neuester Zeit klargestellt worden. Wir wissen jetzt, daß das Meeresleuchten hervorgerufen wird durch Bewohner der salzigen Flutheer, und daß zu dieser natürlichen Illumination eine ganze Reihe von verschiedenen Lebewesen beiträgt.

Zu den niedrigsten Organismen, die dem Meer zu seinem glitzernden Diamantenschmuck verhelfen, gehören die Leuchtbakterien. Man kennt von ihnen bereits mehr als ein halbes Duzend Arten, die theils in grünlichem, theils in bläulichem oder röthlichem Licht ausleuchten. Die Leuchtbakterien halten sich entweder frei im Seewasser auf oder sie siedeln sich auf größeren Meeresbewohnern an. Dabei ist ihre Lichtentwicklung eine ziemlich bedeutende. Es gelang B. Fischer, Säuppen eines Fisches, die er mit Reinkulturen von Leuchtbakterien infizirt hatte, nach 36stündiger Exposition zu photographiren, ja, es ließen sich sogar von ihnen nur mittelbar beleuchtete Gegenstände, wie das Zifferblatt einer Uhr, allein durch ihre Lichtentwicklung photographiren. Eine Infektion größerer Cee-thiere mit Leuchtbakterien vollzieht sich auch unter natürlichen Verhältnissen. Girard fand gelegentlich am Strande einen leuchtenden, kleinen Krebs, der träge umherkroch. Er erkannte unter dem Mikroskop, daß das Leuchten von Bakterien hervorgerufen wurde, die sich auf den stark veränderten Muskeln des Krebses angesiedelt hatten. Er impfte Sandhüpfer und Springkrebse mit dem mikrobenreichen Blute des Krebses und erzeugte hierdurch das Leuchten. Diese Ueberimpfung glückte ihm sogar bei größeren Krabben, so daß sein Laboratorium abends einen feenhaften Anblick darbot. Das Leuchten ist als eine Folge der Sauerstoffaufnahme der Bakterien zu betrachten. Werden sie nicht in einem sauerstoffreichen Nährboden kultivirt, so bemerkt man von dem Leuchten keine Spur.

Neben den Leuchtbakterien sind es die Leuchtinfusorien, die den gleißenden Schimmer des Meeres herbeiführen. Eine weite Verbreitung besitzt unter ihnen ein Geißelinfusor von der Größe eines Stednadelknopses, dessen wissenschaftliche Bezeichnung man mit „tausendfaches Nachtlämpchen“ verdeutschern könnte. Er hat ungefähr die Gestalt eines Pfirsichs und giebt gereizt ein bläuliches Licht von sich. Er ist in ungeheuren Mengen im Meere vorhanden. Nach einer Berechnung von Jones umfaßt ein Kubikfuß Wasser 30 000 solcher Infusorien. Andere Infusorienarten verbreiten wieder ein mehr milchiges Licht.

Nicht weniger theilhaftig sind am Meeresleuchten gewisse mikroskopisch kleine Muscheltreibe, die im herrlichsten Smaragdgrün oder Lazurblau erglänzen. Sie bilden oft für sich allein ein besonderes Glanzstück der Meeresillumination. So sah Chiergia in einer Märznacht in der Nähe von Solotora smaragdgrün leuchtende Streifen und Kreise der Meeresoberfläche, die von Milliarden von Muscheltreibern hervorgebracht wurden. Nach den Untersuchungen von W. Müller tritt am Schwanztheil der Krebschen eine leuchtende Flüssigkeit aus, die, wenn die Thierchen sich bewegen, einem Kometen gleich in einem leuchtenden Schweife hinter ihnen herzieht. Die Ausstoßung des Leuchtstoffes erfolgt sehr schnell hintereinander. Ein Glasgefäß ist bald derartig mit ihm angefüllt, daß das Licht hinreicht, um Geschriebenes lesen zu können.

Als wahre Illuminationsstörker erscheinen gewisse, in wärmeren Meeren heimische Mantelthiere. Sie fetten sich zu süßlangen Kolonien zusammen, den sogenannten Feuerzapfen, die mit großen Taumenzapfen einige Ähnlichkeit haben und auf dem Meere herumtreiben. Die eine Art verbreitet ein hellbläuliches, die andere ein röthliches Licht, das später in Gelb oder Grün hinüberzieht. Werden die Feuerzapfen berührt, so läuft ein leuchtender Streifen über die ganze Kolonie. Auf der Forschungsfahrt Challenger's erbeutete man einen Feuerzapfen, der über einen Meter lang war. Wenn Moseley in entsprechender Weise mit dem Finger über die Oberfläche des Feuerzapfens dahinfuhr, so konnte er seinen Namenszug in Flammenschrift hervorzaubern.

Als Meeresleuchten sind dann noch zu nennen: Quallen, Medusen und Vohnmuscheln, bei denen das Leuchten von gewissen Punkten ausgeht. An diesen letzteren Thieren hat Dubois den leuchtenden Schleim untersucht, der am Mantelrand und an bestimmten Stellen der Athemröhren abgefordert ist. Er fand darin zwei Stoffe, von denen der eine, den er Luciferin benannte, sich mit Alkohol ausziehen läßt, während der andere, den er als Luciferase bezeichnete, ein weichartiges Ferment darstellt. Durch die Einwirkung des letzteren auf den ersteren wird die Lichtentwidelung hervorgerufen. Mischt man beide Stoffe außerhalb des Thierkörpers in einem Glasgefäß, so kommt es zu einer kräftigen Lichtentfaltung.

Das Leuchten der Leuchtorganismen dürfte zumeist als ein Schutzmittel gegen ihre Feinde zu betrachten sein. Dem Menschen bereitet so das Meeresleuchten Entzücken und Freude und den Meeresbewohnern, die den Lichterzengern nachstellen, Furcht und Schreden. — Ludwig Maas.

Kleines Feuilleton.

— **Edle Jagd.** Das „Deutsche Adelsblatt“ übernimmt aus der Jagdzeitung „Wild und Hund“ die nachfolgende Jagdgeschichte, die in ihren Einzelheiten äußerst interessante Streiflichter auf die geistige Verfassung unseres Jänterthums wirft: „Eine Kagenhege mit unerwartetem Ausgang trug sich vor nicht langer Zeit auf dem Lande zu. Ein Rittmeister a. D., der zwei sehr scharfe Fedel besaß, besuchte einen Nachbar auf dessen Gute, natürlich in Begleitung seiner Hunde. Dort erstand er einen Kater, der von den beiden Fedeln gehegt werden sollte. Um nun selbst der Jagd besser folgen zu können, bat er sich vom Hausherrn ein Reitpferd aus und erhielt auch ein solches, da dem Pferde ja dabei keine Anstrengung bevorstand, in Gestalt einer blinden Rosadentente. So reitet er ab, in der rechten Hand einen Sad mit dem Kater. Nachdem er eine reitfreie Feldfläche erreicht hat, läßt er den Kater los und die Hege beginnt. Der Kater schien aber zu ahnen, daß ihm die Hunde überlegen waren, und ließ sich nicht stellen, sondern salbte sich, da auch in erreichbarer Nähe kein Baum vorhanden war, den er hätte erklettern können, einige Zeit durch sehr gewandtes Sakenschlagen. Als er aber merkte, daß seine Kräfte zu erlahmen anfangen, sprang er mit einem mächtigen Satz an den Schweiß und von dort mit dem zweiten Sprunge auf die Kruppe des Pferdes; dieses, tödtlich erschrocken, macht einen legalen Vochprung und setzt den ahnungslosen, vornübergebeugt dem interessantesten Schauspiel (!!) zu seinen Füßen folgenden Rittmeister in den Sand; das Pferd setzt sich in Galopp, der Kater klammert sich an den Sattel an, und so geht's quersfeldein, von den fläffenden Fedeln begleitet, auf einen etwa einen Kilometer entfernten Wald zu. Dort hatte sich das Pferd zwischen den Baumstämmen verfangen, der Kater aber war natürlich aufgebaut und für die Jagd verloren.“

— **Ein Weltspiegel.** Aus Baden wird der „Frank. Ztg.“ geschrieben: Oben im Schwarzwald lebt ein Mann, der vorgiebt, einen „Weltspiegel“ zu besitzen. Das ist ein Ding, in dem der Eigentümer angeblich „Alles sehen“ kann. „Reißt's im Kopf, zwick's im Magen“ oder ist Dir gar etwas gestohlen worden, es kostet nur eine briefliche Anfrage bei unserem Geher und eine kleine

Beilage in ungestempelten Reichspostmarken. Der schaut in seinen „Weltspiegel“ und sendet ein Mittel, daß Dir des Lebens ungemischte Freude unfehlbar wieder zu theil wird, oder er nennt Dir den Dieb und zwingt ihn, den gestohlenen Gegenstand wieder zurückzubringen. So schrieb unlängst auf Anrathen eines Bekannten ein „Seehase“ an den Schwarzwald, unter Beifügung von einer Mark in Briefmarken, er sei seit vielen Jahren leidend und 42 Jahre alt. Von dem Leiden kein Wort; wozu auch, der Mann kann's ja „sehen“. Umgehend traf denn auch folgendes Rezept ein, das wir getreu nach dem Original wiedergeben: Draumes Chinibulfer 7 gm Weises Chinibulfer 6 gm Diese Bulfer mischen in Wein eingenommen werden Per Tag 4 Messer Spizlivol u jedesmal ein schlut Wein Sie mischen das Messer Spizlivol Bulfer verrühren in dem schlut Wein Sie mischen Grestil Essen Müllich Eier Wein Driken Aber kein Bier Fleisch Den Sie haben vieber in Bluth, wie die Bulfer eingenommen Sient gleich Nachricht gäben.“

Literarisches.

— Gegen Shakespeare wird in „Gentlemans Magazine“ der Vorwurf erhoben, er, der sonst alle Seiten der menschlichen Natur und alle Effeete dargestellt, habe doch einen völlig außer acht gelassen: die Mutterliebe und die Mutterschaft. In der Fülle weiblicher Gestalten in seinen Dramen finden sich wohl musterhafte Vorbater, wie Cordelia, Gattinnen, wie Imogen und Desdemona, ideale Geliebte, wie Julia und Miranda, und Beispiele edelster Freundschaft, wie Clelia und Rosalinde, aber nach einer hingebenden guten Mutter sucht man umsonst. Dagegen wird Julia's Mutter als kalt und hartberzig, und Hamlet's Mutter als der Fluch seines Lebens geschildert oder es sind indifferente Erscheinungen, nirgends aber ist die Mutterschaft verherrlicht. Die Verfasserin des Artikels schließt daraus, daß Shakespeare selbst verhältnißlich keine mütterliche Zärtlichkeit erfahren und weder an seiner Mutter, noch an seiner Frau Beispiele dieser „höchsten Form selbstverleugnender Liebe“ gesehen habe. —

Völkerrunde.

sl. Ueber einen eigenartigen Absatz nicht unbeträchtlicher Papiermengen berichtet soeben das österreichische Konsulat in Sansibar. Danach sind die Ostafrikaner zwar der Kunst des Lesens und Schreibens nach wie vor vollständig unkundig, so daß sie für Schreib- und Druckpapier kaum irgend welches Bedürfnis haben. Aber nach Buntpapier verlangt ihr Herz, besonders das des schönen Geschlechts. Dieses Buntpapier wird von den Weibern zu ca. 1 Zentimeter langen, 1/2 bis 2 Zentimeter breiten Rollen aufgerollt. Diese werden in Oeffnungen in der Ohrmuschel gesteckt, von denen 3 bis 5 in der Jugend gehohlet und so lange erweitert werden, bis sie zur Aufnahme solcher Rollen geeignet sind. In jedem zweiten oder dritten Tag werden die Rollen gewechselt. Zur Ausfüllung beider Ohren, also von 6—10 Löchern, verbrauchen die Weiber für 1—6 Beso Papier. Sie haben dann die zeitraubende Arbeit, das Papier in Streifen zu schneiden und aufzurollen. Man kann annehmen, daß niedrig genommen, eine Million Weiber in Ostafrika jede täglich durchschnittlich ein Blatt Papier oder vier Rollen benöthigt. Das Papier ist fast ausschließlich österreichischen Ursprungs, geht jedoch meistens erst nach Indien und wird alsdann von den in Ostafrika so stark vertretenen indischen Kaufleuten an die Eingeborenen des schwarzen Erdtheils verhandelt. Es kommt in Kisten zu je 40 Padeten zu 200 Bogen, darin je 50 Bogen von jeder Farbe in den Handel, die per Padet 1/2 Rupien kosten. Der Detailpreis ist 1/4 Anna per zwei Bogen Buntpapier. „Es scheint — meint der österreichische Konsul — sehr leicht möglich, daß diese Rollen fertig in Europa hergestellt und hier auf den Markt gebracht werden, wodurch ein neuer absatzfähiger Artikel geschaffen werden könnte.“ Kennzeichnend ist auch der Schluß des Spezialberichtes: „Andere Papierwaaren haben keinen nennenswerthen Konsum. . . . Farbendrude schlechtester Qualität, darstellend Potentaten und Militärpersonen zu Fuß oder zu Pferd, in Knallrothen oder sonst glänzenden Uniformen, sowie Schiffe und Obalissen haben einigen Absatz.“ — Für in Europa gedruckte Romane wird empfohlen, ihnen nicht nur die im Orient übliche Ausstattung zu geben, sondern auch den Verlagsort wegzulassen, weil der gläubige Muselman kein von Christen hergestelltes Gebrauchsbuch nimmt! —

Medizinisches.

f. Die magnetische Entfernung von Stahlsplintern aus dem Auge. Die sehr starke Wirkung der Elektromagneten wird in neuerer Zeit auch in der Medizin benützt. Als eine sehr segensreiche Anwendung des Elektromagneten ist seine Verwendung bei der Ermittlung von Eisen- und Stahlsplintern im Körper und namentlich auch im Auge zu bezeichnen. Das eigens zu diesem Zwecke konstruirte Instrument, das Eiderostoy, ermöglicht es, auch in den Fällen, wo durch Blutungen oder Trübungen im Auge die Anwendung des Augenspiegels unmöglich gemacht ist, leicht und schnell den Sitz des Splitters festzustellen, was natürlich von großer Wichtigkeit für eine erfolgreiche Behandlung ist. Die bis jetzt gemachten Erfahrungen berechtigen zu dem Schluß, daß die Einführung der Elektrizität in den Dienst der Wissenschaft auch auf diesem Gebiete von großem Werthe ist. —

Aus dem Thierleben.

— Der Einfluß der Regenwürmer auf die Ackerfrume ist, nach Untersuchungen von Professor Wolny, die in der

„Naturwissenschaftl. Wochenchrift“ kurz zusammengefaßt werden, ein größerer, als man gewöhnlich annimmt. Wolny machte zuerst Versuche mit Pflanzen und fand, daß die in wüsthaltiger Erde ein sippigeres Wachstum und eine beträchtlich größere Fruchtbarkeit be- saßen als die in wütharmer. Beschädigungen der Pflanzen durch die Wärme fanden nicht statt. In einer zweiten Versuchsreihe unter- suchte Wolny die direkte Einwirkung der Regenwärme auf die Erde. Zwei zylindrische Zinkblechgefäße wurden mit feingeseibter, humöser Ackererde gefüllt und in eins derselben wurden 5 Regenwürmer gebracht. Nach sechs Wochen ergab sich in letzterem eine Volumenzunahme der Erde um 27,5 pCt. Die physikalische Einwirkung der Regenwürmer auf die Erde besteht darin, daß sie sie mit Bohrlöchern durchziehen, Erde schluden und in Form abgerundeter Extremite wieder von sich geben, wodurch der feinerdige Boden in eine krümelige Masse umgewandelt und gelockert wird. Dadurch wird die Wasser-Kapazität des Bodens vermindert, die für Luft erhöht, die Durchdringlichkeit für beide und für die Pflanzenwurzeln vermehrt. Unter dem Einfluß der Verdauungssäfte wird die Erde auch chemisch verändert. Die organischen Stoffe derselben werden für leichtere Zeretzbarkeit vor- bereitet und wasserlösliche Stickstoffverbindungen und Mineralstoffe erzeugt. —

Meteorologisches.

n. Fahrstrafen für Luftschiffe. Es läßt sich mit einiger Bestimmtheit voraussetzen, daß die Luftschiffe der Zukunft auf ihrer Reise durch das Reich der Winde ebenso wenig eine ganz willkürliche Straße verfolgen werden, um von einem Orte der Erde zum anderen zu gelangen, als die gewöhnlichen Schiffe im Reiche der Bogen. Die Vergleichbarkeit beider Meere, des Ozeans und der Atmosphäre, erstreckt sich auch vornehmlich auf das Vorhandensein von Strömungen, deren Lauf ein mehr oder weniger gleichmäßiger bleibt. Freilich sind die Meeresströmungen im Wasser-Ozean, wie überhaupt das Wasser in seinem Verhalten immerhin noch zuverlässiger ist als die Luft, beständiger als die Winde, aber in manchen Erd- gebieten, namentlich in den Strichen der heißen Zone beiderseits des Aequators wehen die Winde (Passate, Monjune zc.) doch für lange Zeit des Jahres fast regelmäßig aus derselben Rich- tung. Es ist nicht zu verkennen, daß dadurch schon vor der Erfindung eines genügend lenkbaren Luftschiffes ein nützlicher Verkehr auf Luft- strafen in gewissen Ländern der Erde ermöglicht werden würde. In einem Aufsätze der „Archives de Médecine navale“ hat der Franzose Le Dantec u. a. auch auf solche nach seiner Meinung nächstliegende Aufgaben der Luftschiffahrt hingewiesen. Einmal denkt er an eine Benutzung der Windverhältnisse in Inner-Afrika zur Durchquerung dieses Erdtheils auf dem Luftwege. Der Plan ist nicht ganz neu: schon 1894 wurde er von Dr. und Divoz ausgesprochen, blieb aber unversucht. In der heißen Zone wehen gewöhnlich Winde von Süd- osten, während in etwas höheren Schichten die Luftströmung umgekehrt nach Südosten hin gerichtet ist. Man könnte daher mit einem Luftschiffe von der Ostküste Afrikas etwa in Zugabinnit auf- steigen, mit großer Sicherheit darauf rechnen, vom Winde nach der Westküste bei San Paolo de Loanda getragen zu werden, wenn das Fahrzeug sich nicht zu hoch über die Erde erhebt, um denselben Weg umgekehrt zurückzulegen. Da sich die Gürtel der Passate mit dem Gange der Sonne verschieben, so würden die Luftfahrstrafen nur in kleineren Erdstrichen das ganze Jahr hindurch unverändert benutzbar bleiben, sich sonst aber ebenfalls nach der Jahreszeit nord- bez. südwärts verlegen. Le Dantec denkt ferner an den sogenannten „Alizé“, der mit großer Beständigkeit von Nordost her über die Saharische Wüste weht, man könnte ihn benutzen, um schnell und verhältnismäßig gefahr- und mühe- los von Nord-Afrika, etwa von Tunis oder Tripolis aus, zum Arab-See zu gelangen. Der Südost-Monjun, der während des Sommers nach Asien hinein- weht, würde Luftschiffe zu sonst unersteiglichen Höhen des Himalaja tragen und mit ihnen etwa das Material zur Errichtung von Wetter- oder Sternwarten. Im Falle des nächsten Krieges zwischen Frank- reich und Deutschland sollen auch die häufig und ziemlich beständig wehenden Südwest-Winde dazu dienen, eine schnelle und regelmäßige Verbindung nach Rußland hin über Deutsch- land weg zu ermöglichen. Die Benutzung der beständigen Winde wird für die Luftschiffahrt ebenso von Bedeutung werden müssen, wie es die Benutzung der Meeresströmungen, um die sich der ame- rikanische Kapitän Murray ein großes Verdienst erworben hat, für die Ozeanschiffahrt geworden ist. Durch die Benutzung der Meeresströmungen verkürzte sich der Seeweg von New-York nach Kalifornien um Süd-Afrika herum, von 180 auf 100 Tage, die Weltumschiffung von 250 Tagen auf 4 1/2 Monate. —

Technisches.

— Mit Fahrradern aus Aluminiumlegirungen hat Jells in Boston sehr eingehende Versuche angestellt und be- friedigende Resultate erzielt. Bekanntlich wird durch den Aluminium- zusatz ein blasenfreier, gleichmäßiger Guß erzielt, was ja für Fahr- räder von großer Wichtigkeit ist. Jells giebt als das vortheilhafteste Mischungsverhältnis eine Legirung aus, die aus Stahl mit 12 pCt. Aluminium besteht, dem Mangan, Kupfer und Nickel zur Erhöhung der Zähigkeit beigegeben werden. Die aus Aluminium-Stahllegirung gegossenen Fahrradern wurden auf einer Spezialmaschine gründlichen Proben unter verschiedenen Bedingungen unterworfen. Auf eine Welle wurde das zu probirende Fahrrad aufgesteckt, neben einer

Scheibe, auf welche ein Bremsfuß durch Federkraft (etwa 1000 Kilo- gramm) aufgedrückt wurde. Passend angebrachte Dynamometer ge- statten die Messung der in Frage kommenden Kraft. Mit dem Versuchs- rad stand nun ein anderes gewöhnliches Fahrrad in Eingriff. Die Versuche ergaben folgende Resultate: Bei dem einen Versuche griff ein Fahrrad aus Aluminiumstahl in eines aus Gußeisen ein, welches gleichen Durchmesser hatte. Mehrere Zähne des gußeisernen Rades brachen. Ein Aluminiumrad und ein Stahlrad von größerem Durchmesser wurden während sechs Stunden der Probe unterworfen. Das Stahlrad brach zuerst. Ein Eisenrad lief während einer Stunde mit 350 Umdrehungen pro Minute. Es stand mit einem kleinen Aluminium-Stahlrad im Eingriff. Dieses zeigte nach beend- etem Versuche keinerlei Beschädigung. Um ein Aluminiumrad, welches mit 180 Umdrehungen rotirte, brachte man sechs kleine Bronzegetriebe an. Nach einem vierstündigen Versuch zeigten die Zähne des Aluminiumrades keinerlei Abnutzung. Jells erklärt die allgemeine Ansicht, daß Aluminium im Gebrauche leicht eine kristallinische Struktur annehme und darum leicht breche, als irrig. —

Humoristisches.

— Endlich gefunden. Sonntagsjäger (an einer Wildprethandlung vorbeikomend): „Na, da sind sie ja alle und ich Schafskopflauf draußen rum und such' mich blind!“ —
 — Es reißt nicht ab. „Wie, Sie bringen noch einen Band! Ich denke der Roman ist zu Ende? Der Held war ja todt!“ Kolporteur: „Nur schein todt!“ — („Lust. VI.“)
 — Ganz recht verstanden. Vor dem Hause eines Rechts- anwalts in dem westfälischen Städtchen S. empfängt Korl seinen Freund Krißhan, der drinnen um Rath gefragt hat, mit der hastigen Frage: „No, Krißhan, watt hett denn de Avkaate seggt?“ — „Et bin dor nich recht klaut ute worn“, antwortet Krißhan, „as et en froge, ob et minen Prozeß woll gewünne, do seggt hei: eventuell!“ . . . — „Wat Krißhan“, fällt ihm da Korl in die Rede, „watt hett de Kerl seggt? Eventuell hett hei seggt? Denn most Du be- stahlen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Durch Feuer wurde ein großes Gebäude einer chemischen Fabrik in Hamburg zerstört. —
 — Bei einer großen Schlägerei in Königsberg i. Pr. zwischen englischen Seelenen und lithauischen Rahn- Matrosen wurden vier Lithauer durch Messerstiche arg zugerichtet. Einer von ihnen starb nach einigen Stunden. —
 — Wegen das Vordringen des Nonnenalters wird in der Sylauer Forst ein elektrischer Scheinwerfer an- gewendet. Die gefährdeten Falter fliegen gegen den Scheinwerfer und versengen sich an einem Platingitter, das durch Elektrizität glühend gemacht ist. Sie fallen hinab und stürzen in ein unten aufgestelltes Gefäß. —
 — Bei dem Eisenbahnunglück zwischen Wien und Eger sind noch mehr Menschen verunglückt, als zuerst gemeldet wurde. 60 Fahrgäste wurden verletzt; doch brauchten nur dreißig einen Arzt. Der Zugführer des Personenzuges hat, nach neueren Meldungen, die Haltsignale bemerkt, konnte aber den Zug nicht mehr zum Stillstand bringen, da das Geleise abschüssig war. —
 — Mehrere fruchtbare Feuersbrünste werden aus dem Auslande gemeldet: Eine große Dampfmaschine in Samara ist ab- gebrannt. Der Schaden beträgt 300 000 Rubel. Das Feuer, das durch Selbstentzündung von Mehlstaub entstanden ist, griff sehr schnell um sich. Zwölf Arbeiter kamen in den Flammen um, mehrere erlitten schwere Brandwunden. — Die große ungarische Gemeinde Nagy-Bossany ist vollständig nieder- gebrannt; acht Kinder sind im Feuer umgekommen. — Ein Stadtviertel von Moissac in Süd-Frankreich steht in Flammen. Viele Häuser sind schon zerstört. —
 — In der Umgegend von Rufina (Oberitalien) ist durch Hagelschläge die Wein- und Olivenernte zerstört worden. Zwei Menschen wurden vom Blitze erschlagen. —
 — Die außerordentlich große Riesenschildkröte des Londoner Zoologischen Gartens, über deren Einlieferung im April berichtet wurde, ist jetzt schon gestorben. Sie hat ein Alter von mindestens 200 Jahren erreicht. —
 — Als neue Delikatesse wird jetzt in den vornehmsten Londoner Gasthäusern „Känguruhschwanz in Madeira“ verabreicht. —
 — Räuber drangen in das bei Simferopol liegende Gut einer Fürstin, erdroffelten diese und zwei Gesellschafterinnen und raubten verschiedene Werthgegenstände. Auch auf das Gut Weseli wurde ein Ueberfall ausgeführt. Ein Wächter, dessen Frau und Kind wurden von den Räubern erschossen. —
 — Ein Haar vom Barte des Propheten hat eine Frau in Konstantinopel einem Armenafhl geschenkt. Die Uebertragung dieser Reliquie nach ihrem Bestimmungsort fand unter großen Feierlichkeiten statt, an denen sich viele Staatswürdenträger und hohe Militärs beteiligten. —